

Bernd Jaspert
Auf den Tod zugehen

Bernd Jaspert

Auf den Tod zugehen

Verlag Traugott Bautz
Nordhausen 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter <<http://www.dnb.de>> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2016
ISBN 978-3-95948-191-5

Inhalt

1. Verständigung	7
2. Der Tod - ein Freund?	14
3. Plötzlich und unerwartet	22
4. Barmherzigkeit empfangen	27
5. Trost	33
6. Alles abgeben	44
7. Neue Hoffnung	48
8. Das Leben ist kurz, das ewige Leben länger	52
9. Tod - eine Herausforderung	55
10. Bibel und Tod	59
11. Begegnungen	63
12. Lernen	68
13. Trauerarbeit	72
14. Melancholie	75
15. Über den Tod hinaus	80
16. Zukunft	83
17. Auf den Tod zugehen	88
18. Was bleibt	92
Register	95

1. Verständigung

Wir alle gehen ihm entgegen. Aber er ist nicht beliebt. Am liebsten möchte man ihn vermeiden. Niemand spricht gern über ihn. Man muss jedoch über ihn reden. Denn er gehört zu jedem Leben dazu: der Tod.¹

Begegnen möchte ihm niemand. Doch jedem, der geboren wird, ist er sicher. So sicher wie das „Amen“ in der Kirche.

Niemand weiß, wann er oder sie stirbt. Dass es eines Tages ans Sterben geht, weiß aber jeder und jede. Alle werden geboren und gehen einen Weg zum Tod.

Nur, wann und wie gestorben wird, weiß niemand: ob im Bett oder im Sessel oder auf dem Stuhl, ob in der Küche oder im Wohnzimmer, ob plötzlich oder schon lange er-

¹ Vgl. *B. Jaspert*, *Alter. Sterben und Tod. Gedanken zum Lebensende*, Nordhausen 2014 (²2015); *ders.*, *Sterben*, Nordhausen 2015, bes. 45-55. In den letzten Jahrzehnten ist viel über den Tod geschrieben worden, was zeigt, dass die Menschen sich zwar mit ihm beschäftigen, aber nicht fertig werden mit ihm; vgl. nur die Literatur, die im Art. *Tod*, TRE 33 (2002) 582-638, genannt wird. - Zur modernen Thanatokultur vgl. *R. Roth* in: *W. Gräß/B. Weyel (Hg.)*, *Handbuch Praktische Theologie*, Gütersloh 2007, 458-469.

wartet und ersehnt, ob zu Hause oder auswärts, ob im Auto oder auf der Straße, beim Einkaufen, in der Bank, beim Arzt, in der Apotheke, im Krankenhaus oder beim Spaziergehen, ob gesund oder krank, ob „normal“ oder durch Selbstmord.

Viele Arten gibt es zu sterben. Und viele Orte. Überall, wo wir sind, können wir sterben. Und auch zu jeder Zeit. Niemand will es wahrhaben, aber es ist so.

Wichtig ist deshalb, dass wir so früh wie möglich dem Tod „ins Auge sehen“, das heißt, dass wir so früh wie möglich mit dem Sterben rechnen.²

² Im Kindergarten wird in der Regel ebenso wenig über den Tod gesprochen wie später in der Schule, in der er vielleicht anhand von Literatur „behandelt“ wird. Tod ist also Privatsache. Und als solche wird sie aus dem öffentlichen Leben in Kindergarten und Schule ebenso wie im Krankenhaus und in der Politik weitgehend ausgegrenzt. Allenfalls in Krimis kommt der Tod vor und dann meistens in einer schrecklichen Form. Dass er in den Zeitungen und hier und da auch in Fernsehsendungen noch Beachtung findet, ist nicht selten pekuniären Interessen geschuldet oder dem journalistischen Interesse, „aktuell“ über ihn zu berichten. Dabei stehen durchweg die spektakulären Todesfälle im Vordergrund: Tod im Krieg, beim Grubenunglück, bei Naturkatastrophen, in den Bergen usw. Auch Berichte über den Tod von bekannten Persönlichkeiten sind gang und gäbe, auch wenn sie hier

Wird man dadurch nicht trübselig und verzweifelt am Leben? Ist, wer jederzeit mit dem Tod rechnet, überhaupt noch lebensfähig? Macht er sich nicht schon zu früh auf die Reise ins „Jenseits“?³

Mit „Jenseits“ ist hier nicht das christliche Jenseits gemeint, sondern einfach das Jenseits dieses Lebens.

Solche Fragen kommen. Sie sind legitim. Denn wer stirbt schon gern?!

Nur Menschen, die nichts mehr vom Leben erwarten, wollen endlich sterben, ihrem Leben ein Ende machen.

Dem Tod steht also das Leben entgegen, wenn es für den Menschen erwartungsvoll ist.

Das ist von Mensch zu Mensch unterschiedlich. Was die einen vom Leben erwarten, ist für die anderen nicht einmal der Gedanke daran wert. Was die einen gern hätten, ist für die andern „nicht der Rede wert“.

und da etwas Voyeuristisches an sich haben oder bei den Menschen, die sie sehen, hören und lesen, auslösen. Dass inzwischen eine ganze thanatologische Industrie vom Tod lebt - nicht nur Bestattungsunternehmen -, wird dabei häufig übersehen.

³ Vgl. *B. Jaspert*, Alles wird gut. Ausblicke, Nordhausen 2016, 57-60.

So unterschiedlich die Menschen sind, so unterschiedlich ist ihre Einstellung zum Leben und zum Tod.

Zwar gleichen die gesellschaftlichen Bräuche und Konventionen diese Unterschiede etwas aus. Das kann man zum Beispiel an den ähnlichen Traueranzeigen in den Zeitungen sehen. Aber insgesamt ist der Umgang mit dem Leben und dem Tod doch unterschiedlich.

Die Frage ist, ob die Alten Recht hatten, wenn sie wie Benedikt von Nursia, der im 5./6. Jahrhundert lebte, in seiner für Mönche geschriebenen Regel meinte, man solle sich den Tod täglich vor Augen halten (vgl. RB 4,47). Das heißt, man solle immer aufs Sterben gefasst sein, ganz gleich, ob man jung oder alt ist.

Dass Benedikt damit nicht an ein allgemeines „memento mori“ dachte, sondern bewusst den altchristlichen Glauben an die Wiederkunft Christi, die unberechenbar und nicht vorauszusehen ist, und die frühen christlichen Märtyrer in Erinnerung hatte,

erklärt ein moderner Kommentar zur „Regula Benedicti“ zutreffend.⁴

Oder wenn ein viel Späterer, Paul Gerhardt (1607-1676), die vom 30-jährigen Krieg stark heimgesuchten Menschen in ihrer Trauer um nächste Angehörige mit dem Hinweis tröstete, dass Gott in seiner Weisheit und Übersicht über alles Große und Kleine schon alles richtig mache, auch wenn ein Mensch sterben müsse⁵, und wenn er seinem Sohn ins Testament schrieb, er möge fleißig beten, etwas Ehrliches studieren, friedlich leben, redlich dienen und in seinem Glauben und Bekennen beständig bleiben, dann werde auch er eines Tages willig, fröhlich und selig von dieser Welt scheiden.⁶

Der christliche Gottesglaube mag damals noch ein anderer gewesen sein als heute.

⁴ Vgl. *M. Puzicha*, Kommentar zur Benediktusregel. Mit einer Einführung von *Ch. Schütz*. Im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz, St. Ottilien ²2015, 147f.

⁵ Vgl. die bei *E. von Cranach-Sichart (Hg.)*, Paul Gerhardt, Dichtungen und Schriften, München 1957, 395-467, abgedruckten Leichsermone. Auch heute noch gibt es ähnliche Predigten; vgl. *E. Laukner (Hg.)*, Lebens-, Glaubens-Wege. Leichenreden im Wandel, Berkatal 2015.

⁶ Vgl. *von Cranach-Sichart*, a.a.O., 493.

Gerhardts Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ von 1656, das noch heute gesungen wird, zeigt am Schluss, worauf die Menschen damals ihr Vertrauen setzten:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.“⁷

Heute konzentrieren sich viele Christen allerdings nicht mehr so wie damals oder zur Zeit Benedikts von Nursia (6. Jh.), Luthers (16. Jh.) und Paul Gerhardts (17. Jh.) auf das Kreuz Christi. Sie sehen ihren Tod vielmehr

⁷ A.a.O., 71f.

als Schicksal an, das man - ohne Gott - annehmen muss, so gut es geht.

Ja, ihre Selbstbestimmung bezog sich nach der europäischen Aufklärung im 18. Jahrhundert auch auf den Tod. Man wollte auch das Ende des Lebens selbst bestimmen.

Dazu trug wesentlich das alte lateinische Sprichwort „Sapere aude“ („wage, weise zu sein“) bei.

Immanuel Kant hat es 1784 in seiner „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“⁸ ausgelegt mit den Worten: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen.“

Zwei Jahre später formulierte er noch knapper: „Die Maxime, jederzeit selbst zu denken, ist die Aufklärung.“⁹

Damit war die menschliche „Fremdbestimmung“ von außen, durch Gott, erledigt. Der Mensch nahm sein Schicksal, auch sein Lebensende, selbst in die Hand. Er bestimmte oft selbst, ob und wie lange er leben wollte.

⁸ Berlinische Monatsschrift 4 (1784) 481-494.

⁹ *I. Kant, Was heißt: Sich im Denken orientieren?*, in: Kants gesammelte Schriften, Abt. 1: Werke, Bd. 8: Abhandlungen nach 1781 (Akademieausgabe), ND Berlin 1969, 146.

So ist auch zu verstehen, dass die Suizidrate in Deutschland und überall, wo es die europäische philosophische Aufklärung gab, seit Bekanntwerden von Kants Ideen erheblich zunahm.

In der Moderne umschreibt man den Vorgang des selbstbestimmten Lebensendes öfter und nennt dabei das Tun Dritter „Sterbehilfe“.

Sie ist nicht nur ethisch, sondern auch rechtlich umstritten.

Wie auch immer, ob die Alten Recht hatten oder die Modernen, der Tod gibt den Lebenden zu denken. Verständigen wir uns, dass das Nachdenken über den Tod notwendig ist, solange wir leben.

Denn nur wer über den Tod nachdenkt, kann auch das Leben feiern und genießen.

2. Der Tod - ein Freund?

Auch wenn viele Menschen seit der Aufklärung den Tod als Freund betrachteten, ja, sogar verehrten wie manche Schriftsteller und Dichter, Musiker oder Bildende Künstler, ist er es doch für die Menschen nicht, die ihn negativ erleben. Etwa in Krankheiten und Kriegen oder bei Überfällen und Morden.

Die von Diktatoren angeordneten Massenexekutionen von ihnen missliebigen Menschen lassen uns ebenso wie die Verbrennungen und Ermordungen im Namen der Kirche oder im Namen von willkürlichen Herrschern und Herrscherinnen den Tod keineswegs als Freund ansehen.

Für die so ans Ende ihres Lebens Gekommenen war er kein Freund, sondern brachte vielmehr Angst und Schrecken mit sich, auch wenn Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) in einer seiner letzten Äußerungen vor seinem Märtyrertod im KZ Flossenbürg im christlichen Glauben meinte, für ihn sei der Tod nicht das Ende, sondern „der Beginn des Lebens“¹⁰.

¹⁰ Zitiert von *E. Bethge*, Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse, Gütersloh 2005, 1037.

Und für die Kranken, die sterben müssen, obwohl sie erst am Anfang oder mitten im Leben sind, ist es egal, welche Krankheit sie haben.

Der Tod ist für sie jedenfalls kein Freund, es sei denn, was es auch geben soll, sie ergeben sich ihm, weil sie hoffen, dass damit alle Probleme ihrer Krankheit gelöst sind und sie endlich Ruhe haben vor dem Schrecklichen, das eine Todeskrankheit an sich haben kann.

Dass manche kranken Menschen, vor allem junge, sich mit dem Tod befreunden und ihn als „Erlösung“ herbeisehnen, kann man immer wieder lesen, vor allem in Tagebüchern von krebserkrankten Jugendlichen über ihre Krankheit. Auch in Traueranzeigen der Hinterbliebenen. Ich glaube aber nicht, dass die Menschen so tapfer sind und den Tod als ihren Freund betrachten können.

Auf den Darstellungen der Kunst wie in der Literatur der Menschheitsgeschichte - egal, aus welchem Kulturkreis oder welcher Epoche - erscheint der Tod höchst selten als gut und hilfreich oder als Freund des Menschen. Er wird vielmehr als hinterhältig,

überraschend und abschreckend, also als etwas Unwillkommenes, geschildert.¹¹

Sein Metier geschieht im Dunkeln und Düstern. Er kann sich offenbar nicht im Hel- len blicken lassen.

Der Tod ist kein Freund, auch wenn ihn sich manche Flüchtlinge aus Syrien oder Nordafrika lieber wünschen als die Über- fahrt über das Mittelmeer nach Europa oder ein elendes Flüchtlingsleben ohne Heimat, Verwandte und Bekannte. Er ist, wie banal es auch klingen mag, jedenfalls kein Freund des Lebens.

Der Tod ist „der letzte Feind“ (1 Kor 15,26), den Gott besiegt und dem Menschen unter seine Füße legt (vgl. Ps 110,1). Oder wie es der frühere Direktor des Kasseler Mu- seums für Sepulkralkultur, Reiner Sörries, ausgedrückt hat: „Der Tod ist die Pforte zum Leben“¹².

Die Frage ist: Wer glaubt das heute noch? Wo und wenn es geglaubt wird, weicht die

¹¹ Vgl. die Abbildungen 1-5 in: TRE 33 (2002) zwi- schen S. 636 und 637, dazu *K. Hoffmann*, Art. Tod. IX. Ikonographisch, TRE 33 (2002) 635-638.

¹² Vgl. *R. Sörries*, *Der Tod ist die Pforte zum Leben. Die Geschichte des Friedhofseingangs vom Mittelal- ter bis zur Gegenwart*, Wiesbaden 2016.

Angst vor dem Tod. Denn Gott hat auch ihn in der Hand.

Wo der Mensch das nicht glaubt, sündigt er an Gott. Aber aus dem Sünder soll ein Gerechter werden, wie Luther es in der Kurzformel für die Rechtfertigung genannt hat: „simul iustus et peccator“.¹³

Den Satz von Jak 4,4 „Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein“ könnte man auch umdrehen und sagen: „Wer der Welt Feind sein will, der wird Gottes Freund sein.“

Trotzdem, der Tod will dem Menschen ein Freund sein. Als solchen präsentieren ihn

¹³ Vgl. dazu *W. Christe*, Gerechte Sünder. Eine Untersuchung zu Martin Luthers „simul iustus et peccator“ (ASyTh 6), Leipzig 2014. - Dass Paulus mit seiner Rechtfertigungstheologie, anders als Luther meinte, nicht nur Christen, sondern v. a. Juden und Heiden im Blick hatte und das antike Judentum reformieren wollte, zeigen *G. Theißen/P. von Gemünden*, Der Römerbrief. Rechenschaft eines Reformators, Göttingen 2016. Noch heute ist die paulinische Rechtfertigungslehre von Bedeutung, wie der katholisch-lutherische Konsensdialog zeigt; vgl. *M. Görtler*, Gottes geoffenbarte Heilstat in Jesus Christus. Zum Stellenwert der paulinischen Rechtfertigungsaussagen im Kontext der katholisch-lutherischen Konsensfindung, Saarbrücken 2008.

nicht nur viele Bilder, besonders in der Zeit der Romantik, als solchen stellen ihn auch manche Ärzte dar, wenn sie den Angehörigen eines verstorbenen Menschen klar machen wollen, dass es besser für ihn sei, tot und nicht lebendig zu sein. „Die vielen Schläuche und das Koma, bei dem man nie weiß, wie lange es dauert ... Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.“

Solche und ähnliche Aussagen kann man immer wieder in Kliniken hören. Sie sollen verdecken, dass der Mensch, der dem Tod entgegengeht, ihn als den letzten Feind betrachtet oder empfindet.¹⁴ Aber diese Tatsache kann niemand übersehen, der Sterbende erlebt.

Ein Freund ist der Tod ihnen nicht. Weder von sich aus, noch wird er von den Sterbenden so empfunden.

Was nach dem Tod kommt, wissen wir nicht, auch wenn moderne Sterbeforscher wie Elisabeth Kübler-Ross (1926-2004) auf-

¹⁴ Vgl. *W. Kramp*, *Der letzte Feind*. Aufzeichnung, München 1969 (³1970; Neuausg. Freiburg i. Br./Heidelberg 1980).

grund von Befragungen von ins Leben zurückgekehrter eine Zeitlang Toter behaupten, im Jenseits sei es sehr schön, hell und friedlich.

Christen, die sagen, bei Gott könne es nur friedlich und freundlich sein, sollten sich daran erinnern, was alles in der Weltgeschichte an Unfriedlichem passierte, und dafür nicht in erster Linie den bösen Menschen die Schuld geben, sondern fragen, ob der allmächtige Gott tatsächlich so allmächtig ist, wie sie in ihren Glaubensbekenntnissen bis zur Gegenwart behaupten, oder ob nicht die Muslime Recht haben, wenn sie - etwas fatalistisch - sagen: Es kommt, wie Gott es will („Inschallah“, was eigentlich heißt: „so Gott will“):

Ist damit das Böse, das es gab und gibt, einfach auf Gott geschoben, weil er alles in der Hand hat - das Gute und das Böse? Kann der Mensch gegen sein Schicksal nichts tun?

Oder haben die asiatischen Religionen Recht, die die Notwendigkeit der Wiedergeburt des Menschen in einem neuen Leben propagieren, damit er alles, was er früher falsch und böse gemacht hat, dann besser und gut machen kann?

Auch wenn nach christlichem Glauben Gott in Jesu Auferstehung von den Toten den Tod endgültig überwunden hat (vgl. Joh 5,24; Apg 2,24; 1 Kor 15,54; Hebr 5,7), fällt die Entscheidung schwer, den Tod für einen Freund zu halten.

Das „memento mori“ mit oder ohne Totenkopf vor sich auf dem Tisch, wie es im Mittelalter im christlichen Kulturkreis in Mode gekommen ist und vor allem in der Zeit des Barock beliebt war, mag eine Hilfe sein, sich mit dem Tod vertraut zu machen. Aber er wird dadurch nicht zum Freund des Menschen. Im Sinne Benedikts von Nursia kann der Mensch auf diese Weise (mit Hilfe des Totenkopfes) höchstens den plötzlichen und unerwarteten Tod immer vor Augen haben.

3. Plötzlich und unerwartet

Der Tod kommt in vielen Fällen plötzlich und unerwartet. So steht es auch über vielen Traueranzeigen: „Plötzlich und unerwartet verstarb ...“¹⁵

Wenn dies allerdings von einem über achtzigjährigen Verstorbenen gesagt wird, dann stimmt etwas nicht mit den Angehörigen, auch wenn sie von dem schnellen Tod des ihnen nahestehenden Menschen überrascht wurden.

Sie haben nicht realisiert, wer da gestorben ist, vielleicht auch nicht wahrgenommen oder wahrhaben wollen, dass unser Leben eine Grenze hat. Und die liegt nach Auskunft der Bibel (vgl. Ps 90,10) etwa bei 70 Jahren, „wenn’s hoch kommt, so sind’s achtzig Jahre“.

Ja, es ist wahr, viele Menschen sterben früher. Dann war es tatsächlich „plötzlich und unerwartet“.

Die alttestamentliche Begründung, dass es die vielleicht von anderen Menschen unerkannte Sünde sei, die Gott zornig mache und die ihn dazu veranlasse, den Menschen

¹⁵ Vgl. *Jaspert*, Sterben (wie Anm. 1), 36f.